

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Jean Sedaine der Steinhauer.

Eine Erzählung
von Mathilde Raven.
(Schluß.)

Was ein Dichter sonst noch bedarf, Anerkennung für seine Werke, die Liebe seiner Freunde und die Hochachtung seiner Mitbürger, das verschaffte ihm sein Talent und sein Character.

Und jetzt, da er sorgenfrei schaffen konnte, vermehrten sich seine Werke und sein Ruf gleichmäßig.

Seine von Monsigny und Gretry in Musik gesetzten Opern *Micc*, Königin von Gollonda, Richard Löwenherz, Blaubart, Wilhelm Tell und andere machten seinen Namen in der ganzen gebildeten Welt bekannt.

Auch der französische Hof nahm Notiz von ihm. Seine Stücke, zuerst die Königin von Gollonda, wurden in Versailles gespielt auf Befehl des Königs, und der Dichter war genöthigt, sich dert zu präsentiren. Aber, wie Sedaine vorausgesehen hatte, für einen Mann, der zu stolz zum Betteln und zu ehrenhaft zum Schmeicheln war, hatte der Hof von Versailles keine Gunstbezeugungen. Er begnügte sich damit, Sedaines Oper und den Verfasser derselben anzusehen. Sedaine nahm von Versailles nichts mit als merkwürdiger Weise die Hochachtung derjenigen, denen sein gerades Wesen voll nobler Unabhängigkeit nicht zugesagt hatte. —

Was ich an dem Manne da liebe, sagte der Herzog von Maillebois, das ist, daß er uns nicht liebt.

Bei einer spätern Gelegenheit, einer Aufführung von „Rose und Calas“ auf dem Privattheater der jungen Königin Marie Antoinette in Trianon, wobei die Königin selbst mitspielte, ereignete sich ein für Sedaine's Wesen höchst charakteristischer Vorfall.

Sedaine, der den hohen und allerhöchsten Schauspielern und Schauspielerinnen, die in der Mehrzahl weniger durch ihr Talent als durch ihren Stand ausgezeichnet waren, ihre Partien einstudirt hatte, war mit einer scenischen Anordnung auf der Bühne beschäftigt, kurz vor dem Beginn der Vorstellung. Der Ober-Hofmarschall, Herr von Papillon, Herzog de la Ferté, der während der Proben immer die Miene angenommen hatte, als verstehe er Alles besser als der Dichter selbst, und auch jetzt immer die Anweisungen desselben mit seinen Befehlen und Forderungen durchkreuzte, rief vom andern Ende der Bühne her, wo er eine ganz unnöthige Aender-

ung vornehmen ließ, über die Achsel: Sedaine, kommen Sie hierher.

Der Dichter, gerade in der besten Laune über die Behandlung, die seine Verse im Munde der hohen Künstler erleiden mußten, wandte stolz den Kopf.

Was wollen Sie, Papillon? erwiderte er.

Als wäre ein Habicht unter eine Flucht Tauben gefahren, so entsetzt fuhren die Hofherren und Hofdamen auseinander bei dieser unerhörten Antwort.

Die junge Königin Marie Antoinette aber sagte ganz laut: Der Herr Herzog de la Ferté ist im Unrecht. Herr Sedaine ist der Gast des Hofes, und darf als solcher erwarten, mit Höflichkeit behandelt zu werden.

Die Kaiserin Katharina II. war ebenfalls eine Verehrerin der Sedaine'schen Muse und forderte ihn auf, zwei Stücke für das Theater in Petersburg zu schreiben. Sedaine erfüllte ihren Wunsch; aber in sarkastischer Laune hatte er in dem zweiten dieser Stücke eine so treffende Schilderung der geheimen Intriguen gegeben, wie sie an den Höfen gespielt zu werden pflegen, daß die russischen Würdenträger in die größte Aufregung geriethen und die Aufführung mit allen Kräften zu verhindern strebten.

Die Kaiserin nahm die Sache von der komischen Seite.

„Meine Minister“, schrieb sie nach Frankreich an den Baron von Grimm, „wollen durchaus nicht, daß Sedaine's Lustspiel aufgeführt wird. Ich muß nachgeben, aber ich räche mich dadurch an ihnen, daß ich sie nöthige, es mir vorzulesen.“

Aber sie sandte dem Dichter ein Honorar von 20,000 Livres. So erhielt Sedaine von einem fremden Hofe eine Anerkennung, an welche der französische Hof unter Ludwig XVI. so wenig dachte, wie unter Ludwig XV., trotz der Vorliebe der jungen Königin für „Rose und Calas.“

Nachdem im Jahre 1784 Sedaine's berühmtestes Werk erschienen war, Richard Löwenherz, das, von Gretry componirt, einen beispiellosen Erfolg errang, wurde ihm auch die höchste literarische Würde Frankreichs zu Theil, er wurde Mitglied der Academie française.

Und auch bei dieser Gelegenheit verleugnete sich der Character des Mannes nicht, der durch eigene Kraft sich aus dem Volke emporgearbeitet hatte.

Bekanntlich ist es Sitte, wenn ein Sessel in der Academie durch Todesfall erledigt ist, daß die Candidaten für die Besetzung desselben persönlich die neun und dreißig Mitglieder um ihre Stimme bei

der Wahl des vierzigsten ersuchen. Manchem Bewerber mögen diese Wittgänge nicht leichter geworden sein, als dem Coriolan, als er den römischen Plebejern seine Wunden zeigen und sie um ihre Stimme bei der Consulwahl ersuchen sollte. Nicht Alle hatten ihren Sitz in der Academie française ihren literarischen Verdiensten zu danken.

Das älteste Mitglied war der bekannte Marschall Richelieu. Es war nicht zu erwarten, daß ein Mann wie Sedaine die Sympathien des alten aristokratischen Roué's besitzen sollte. Und in der That hatte auch Richelieu durchaus nicht die Absicht, dem Dichter des Richard coeur de lion seine Stimme zu geben. Er machte auch kein Hehl aus seiner Absicht und fragte ihn sehr unhöflich, welche Rechte denn er auf eine solche Auszeichnung habe?

Sedaine betrachtete den verschrumpften Häßling, der in seinem Leben schwerlich viel Anderes als Liebesbriefe geschrieben hatte, mit ruhigem Ernste.

Monseigneur, sagte er, rechnen Sie vierzig Jahre Rechtschaffenheit für nichts?

Er hätte hinzufügen können: „vierzig Jahre ununterbrochener Erfolge.“

Die Geschichte schweigt über Richelieu's Antwort und über seine Abstimmung. Sedaine wurde indeß „Mitglied des Instituts“ mit oder ohne Richelieu's Willen.

Die Muse blieb ihrem Liebling getreu bis zum letzten Augenblicke. Er legte die Feder nicht eher aus der Hand, als bis der Tod sie ihm wegnahm. Und das letzte seiner Werke, das er im hohen Greisenalter aufführen ließ, Wilhelm Tell, wurde mit demselben allgemeinen Beifalle aufgenommen wie die Werke des Mannes in seiner körperlichen Vollkraft. Und als wollte sein Schicksal Alles erschöpfen, um ihn im Alter für die Entbehrungen seiner Jugend zu entschädigen, bereite es ihm noch einen der seltensten Genüsse, den, der Zeuge seines eigenen Nachruhms zu sein.

Die Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte, war eine langjährige. Seine Freunde hegten lange die Hoffnung, daß er gerettet werden könnte. Er selbst, obgleich sieben und siebenzig Jahre alt, wünschte und hoffte es, denn er war zu glücklich, um nicht das Leben zu lieben. Aber die Anfälle wurden heftiger mit jedem Tage, und bald war es nicht mehr zweifelhaft, daß an keine Genesung mehr zu denken sei und die Seinigen sich auf den nahen Verlust gefaßt machen mußten.

Einer dieser Anfälle war so stark gewesen, daß sich das Gerücht verbreitet hatte, Sedaine sei gestorben.

Einige Tage später saß sein geliebter Pflegesohn, der Maler David, an dem Bette des Kranken, als wie gewöhnlich die Zeitungen des Tages hineingebracht wurden. David schlug eins der noch feuchten Blätter auf und that unwillkürlich einen Ausruf des Erstaunens und Schreckens.

Sedaine wandte den Kopf nach ihm.

Was giebt's? fragte er mit schwacher Stimme.

Und als David zu antworten zögerte, fügte er hinzu: Du schweigst? Die Zeitung bringt wohl die Nachricht meines Todes? Das darf Dich nicht

beunruhigen, das ist im Gegentheil ein Zeichen, daß ich noch eine Zeitlang leben werde.

Sie bringt sogar einen Nekrolog, sagte David, sich zum Lächeln zwingend.

Der Kranke richtete sich lebhaft empor.

Meinen Nekrolog, wiederholte er. Lies, mein Sohn! Das ist der pikanteste und seltenste Genuß, der einem Sterblichen geboten werden kann, seinen eigenen Nekrolog zu lesen. Die Wirklichkeit übertrifft doch die reichste Dichterphantasie. Eine solche Situation hätte ich für meine Dramen nicht zu erfinden gewagt. Lies, David! Von wem ist der Nekrolog geschrieben? Joseph la Vallée hat ihn unterzeichnet, sagte sein Pflegesohn, der mit raschem Blicke den Aufsatz überflogen hatte und jetzt mit bewegter Stimme zu lesen begann.

Der Kranke unterbrach anfangs von Zeit zu Zeit die Vorlesung, um Bemerkungen und Berichtigungen einzuwerfen, so lange von seiner Jugendgeschichte und dem Erscheinen seiner Werke die Rede war. Nach und nach wurde er still und horchte mit geschlossenen Augen.

„Man hat Sedaine gesehen“, las David, „wie er, noch fast ein Knabe, die Stütze der Seinigen, der Vater seiner Familie wurde. Man sah ihn, wie er in späterem Alter sich die allgemeine Hochachtung erwarb durch Talente, die er nur sich selbst verdankte. Ich möchte ihn jetzt zeichnen im Innern seines Hauses, an der Seite seiner liebenswürdigen Gattin, im Kreise seiner Kinder, deren Glück er dreißig Jahre hindurch ausgemacht hat. Wie gern, wenn mir nicht der Raum zugemessen wäre, möchte ich eingehen in die Einzelheiten dieser rührenden Handlungen, dieser Züge wahrhafter Humanität, die ihn zum Gegenstande der Verehrung aller derjenigen machten, die das Glück hatten, ihn zu kennen. Aber die wahre Großmuth, die wahre Seelenhoheit scheut alle Ostentation. Sie liebt es, sich unter einem Schleier zu verbergen, den eine fremde Hand nicht versuchen darf, zu heben. Ich überlasse es seinen Freunden, ich überlasse es denen, die er verpflichtet hat, ihre Liebe und Dankbarkeit öffentlich zu bezeugen, und fahre fort, Sedaine unter einem allgemeinen Gesichtspunkte zu betrachten.“

Seine Lieblingsautoren waren Molière, Montaigne, und Shakespeare; in ihnen fand er unendlichen Schatz von Natürlichkeit, Vernunft, Kraft, Grazie, Vielseitigkeit, Tiefe und Naivetät. Er war geboren mit einem ausgezeichneten Scharfsinn und einem ganz vortrefflichen Herzen. Es war ganz natürlich und selbstverständlich, daß er die Dinge von der richtigen Seite ansah, so wie er einfach aus Gutherzigkeit gut war. Er kannte die Menschen zu gut, um viel auf Dankbarkeit zu rechnen und um erstaunt zu sein über Ungerechtigkeiten, aber er wußte sie zu verzeihen und zu verschweigen.

Ich füge hinzu, daß er stets frei gewesen ist von Kunstneid, von dem exclusiven Hochmuth, diesem Fluch der Literatur und der Literaten. Jung war er bescheiden, alt war er nachsichtig. Seines Talents sich bewußt, hörte man ihn niemals das Talent Anderer verachten, und bis zu seinem letzten Augenblicke bewahrte er diesen Frieden, diese Klarheit des

Geistes, diese ruhige Lebenswürdigkeit, die nur bei dem wahrhaft überlegenen Manne zu finden sind.

Er hinterläßt eine treue Gattin, die dreißig Jahre sein Leben verschönert hat, Kinder, bei denen man die Geradheit und die edeln Gesinnungen des Vaters wiederfindet, und Freunde, die seinen Namen niemals aussprechen, ohne die Gefühle der Rührung, der Liebe und der Hochachtung."

Die Stimme hatte dem Vorleser zu verschiedenen Malen versagt und man hörte in den Pausen ein leises Schluchzen, das aus dem offenstehenden Nebenzimmer hereindrang.

Der Kranke rief, indem er die Augen öffnete, Felicie! Meine Kinder!

Die Gerufenen eilten herbei und sanken weinend zu den Füßen des Bettes.

Weint nicht, meine Lieben, sagte der sterbende Dichter. Ich kann ruhig dem Leben Lebwohl sagen. Wenn auch die unablässige Arbeit eines langen Lebens mich nicht in den Stand gesetzt hat, Euch ein reiches Erbtheil zu hinterlassen, einen guten Namen habe ich mir und Euch erworben.

Wenige Tage später, am 28. Floreal (Mai) des Jahres V der Republik (1797), fast acht und siebenzig Jahre alt, starb Michel Jean Sedaine.

Nach Jahren, unter dem ersten Kaiserreiche, setzte Napoleon I., den eine Aufführung des Richard Löwenherz entzückt hatte, der Familie des Componisten Gretry eine Pension aus. Eine edle Frau, die Fürstin Constanze von Salm-Dyck, wandte sich mit einem Gedichte an den Kaiser, in welchem sie wagte, daran zu erinnern, daß nicht allein der Componist die Oper geschaffen hatte, sondern der Dichter vor ihm, und daß nicht allein Gretry die muthige Freundschaft Blondels verherrlicht habe.

„Richard, der Dich gerührt, von Sedaine ist er das Kind.“

Der Kaiser fand die Mahnung gerecht und bewilligte der Familie des Dichters ebenfalls eine Pension von tausend Franken, und sühnte so an den Hinterlassenen des Todten, was das frühere Regiment an dem Lebenden verjämmt hatte. Und so war es doch zuletzt die Dichtkunst, die von der Schwelle seiner Lieben die Noth und die Sorge des Lebens fern hielt nach Sedaine's Tode.

Mannichfaltiges.

Eine Frau mit zwei Männern. Vor dem Polizeigerichtshofe in Cincinnati spielte unlängst ein originelles Ehedrama. Vor einigen Jahren verließ ein Bewohner jener Stadt, Eduard Carey, seine schöne junge Frau und drei blühende Kinder, und begab sich nach Californien, um in den dortigen Goldminen sein Glück zu machen. In der ersten Zeit nach seiner Ankunft daselbst schrieb er häufig an seine Frau und sandte ihr Geld. Plötzlich aber hörte jede Correspondenz auf und nach einigen Wochen gingen in Cincinnati zwei Briefe ein, welche übereinstimmend meldeten, daß Carey in einer Mine getödtet worden sei. Nach Verlauf dreier Jahre machte Pauline, die hinterbliebene Wittwe, die Bekanntschaft eines Italieners, Joseph Reibe,

und verheiratete sich mit diesem. Die Ehe war eine vollständig glückliche, aber das Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Eines Sonntags, als die Glocken eben zur Kirche riefen, lehrte Carey, der Todtgesagte, in seine Heimath zurück und erkundigte sich bei den Nachbarn seiner früheren Wohnung, was aus seiner Frau und seinen Kindern geworden sei. Man glaubt ein Gespenst vor sich zu haben, und zögert mit der Antwort, theilt ihm aber schließlich mit, was geschehen war. Carey will es nicht glauben, läßt sich die Wohnung der jungen Eheleute bezeichnen und klopft an deren Thür. Der Italiener erscheint und fragt nach seinem Begehrt. — „Wohnt Frau Reibe hier?“ fragt Carey. — „Ja wohl, mein Herr, treten sie gefälligst näher.“ — „Sie haben wohl die Güte, ihr zu sagen, daß ein Fremder sie sprechen will?“ — „Gewiß.“ — Der Italiener geht hinaus und ruft seine Frau. Lächelnd erscheint gleich darauf Pauline. Sie erblickt den Fremden und sinkt mit dem Rufe: „Großer Gott! Eduard Carey!“ ohnmächtig zu Boden. Beide Männer eilten ihr zu Hilfe. Sobald sie wieder zu sich gekommen, theilt Carey dem Italiener mit, daß er der erste rechtmäßige Gatte Paulinens ist, und nur deshalb so lange nichts habe von sich hören lassen, weil er von Indianern gefangen gehalten worden sei. Reibe ließ ihn ruhig ausreden und erklärte dann, Pauline sei auch seine rechtmäßige Frau, und er werde nicht auf sie verzichten. Man wird hitzig. Carey zieht einen Revolver hervor und richtet ihn mit der Drohung auf Reibe, daß er ihn niederschließen werde, sofern er nicht sofort das Feld räume. Der Italiener entfernt sich, erhebt aber sofort Klage gegen Carey wegen Hausrechtsverletzung und versuchter Tödtung. Carey wird verhaftet. Er erzählt nun vor Gericht seine Ergebnisse, weist die Anklage von sich und behauptet, daß die Wohnung seiner Frau auch die seinige sei, aus der er jeden „Eindringling“ beliebig entfernen könne. Reibe dagegen behauptet, seinen Trauschein vorzeigend, er sei der legitime Gatte Paulinens. Der Richter (sich an die schluchzende Frau beider Männer wendend): „Ist einer dieser beiden Männer Ihr Ehegatte?“ Pauline (heftiger schluchzend): „Sie sind es Beide. (Gelächter.) Als ich hörte, daß mein erster Mann todt sei, habe ich den zweiten geheirathet. Ich habe Carey heiß geliebt, so lange ich ihn lebend glaubte, und ich habe auch eine große Zuneigung zu Reibe, der mir stets ein vortrefflicher Gatte war.“ — Der Richter: „Aber was wollen Sie nun thun? Wollen Sie mit Ihrem ersten oder Ihrem zweiten Gatten leben, der dies nur durch einen von Ihnen gänzlich unverschuldeten Irrthum geworden ist.“ — Pauline: „Ich halte mich verpflichtet und wünsche mit meinem ersten Manne Eduard Carey zu leben.“ — Die nun folgende Scene läßt sich nicht beschreiben. Eduard und Pauline stürzen einander in die Arme, während Reibe anfangs ganz versteinert dasteht, endlich aber in convulsivisches Schluchzen ausbricht. Der Richter bezeigt ihm seine Theilnahme, empfiehlt ihm aber, die Ruhe der beiden Gatten, die sich so glücklich wiedergefunden haben, nicht ferner zu stören. Carey giebt seiner Frau den Arm und führt sie in

117
seine neue Wohnung. Der arme Reibe lehrte traurig
in die Heimliche zurück, wo er sich nun allein behelfen
muß.

Den Andern in den Sack stecken, ist eine
alte Redensart, die auch heute noch gang und gäbe
ist. Man gebraucht sie aber nur in figürlichem
Sinne, wogegen sie vor Jahrhunderten practisch zur
Geltung kam. Kaiser Maximilian II. von Deutsch-
land hatte von einem schönen österreichischen Fräulein
eine natürliche Tochter, Helena Scharfegin, deren
große Reize eine Menge Freier heranzogen. Vor
allen waren es zwei, die sich um Helenens Hand
bemühten, ein reicher und vornehmer Spanier und
der Hofkriegsrath des Kaisers, Andreas Eberhard
Krauber, ein eben so gelehrter wie stattlicher Mann
von großer Leibesstärke. Sein Bart war so lang,
daß er bis zu den Füßen hinab und wieder hinauf
bis an die Mitte des Leibes ging. Diese beiden
Bewerber sollten nun nach der Bestimmung des
Kaisers um den Besitz der schönen Helena kämpfen.
Die Art des Kampfes war jedoch sehr sonderbar,
dem roheren Geschmack der damaligen Zeit angepaßt.
Beide Kämpfer erhielten nämlich einen Sack, nach
der Größe des Gegners angefertigt, und wer es ver-
mochte, den Andern in den Sack zu stecken, der
sollte als Belohnung die Hand der kaiserlichen
Tochter empfangen. Der Kampf wurde im Angesicht
des Kaisers und des ganzen kaiserlichen Hofes lange
Zeit mit gleichem Vortheil geführt, denn auch der
Spanier war ein sehr starker und gewandter Mann.
Zuletzt aber gelang es Krauber doch, seinem Gegner
den Sack über den Kopf zu werfen, ihn umzustürzen
und völlig in den Sack hineinzuschieben zu großem
Ergötzen der ganzen Versammlung. Der Spanier,
dessen Stolz tief verletzt war, verließ alsbald den
Hof des Kaisers, während Krauber die schwer er-
kämpfte Braut mit einer ansehnlichen Aussteuer
heimsührte. Der Kaiser erhob ihn außerdem in den
Reichsfreiherrnstand. Der starke Mann mit dem
langen Bart nahm jedoch ein gewaltsames Ende.
Er stürzte nämlich eine Treppe hinabsteigend über
seinen eigenen Bart und brach das Genick.

Ueber das am 24. Sept. in Reichenberg statt-
gefundene Eisenbahnunglück bringt die „Presse“
nähere Mittheilungen, welche namentlich bezüglich
der Ursache dieses Zusammenstoßes auf die Ver-
waltung der Bahn ein eigenthümliches Licht wirft,
indem der Unfall als die Folge einer groben Ver-
nachlässigung der gegebenen Vorschriften dargestellt
wird. Dem Berichte zufolge konnte der Lastzug bei
einer Belastung von über 6400 Centnern bei der
Einfahrt in den Reichenberger Bahnhof nicht ge-
bremst und zur langsamen Fahrt gebracht werden.
Der Zug fuhr mit voller Geschwindigkeit in den
Stationsplatz ein auf dem Geleise des Heizhauses,
auf dem drei kalte Maschinen standen. Die Lastzugs-
maschine stieß mit voller Kraft in die Maschinen,
zertrümmerte dieselben und wurde selbst vollständig
zertrümmert. Vom Maschinenpersonale hat sich
leider Niemand gerettet. Der Maschinenführer und

der Heizer gaben Contredampf, die Conducteure
bremsen, alles ohne Erfolg. Trotz der hohen Ge-
fahr sprang keiner von dem Zug ab, und dieser
Pflichteifer führte den Maschinenführer, der Vater
zweier Kinder ist, und den Heizer, der sechs Kinder
zu versorgen hat, in den Tod. Von den Conducteuren
sind zwei schwer verletzt. Was die Ursachen anbe-
langt, wird von fachmännischer Seite Folgendes
angegeben: „Der Zug wurde in Paka mit einer
Belastung von circa 4000 Centnern eingeleitet. In
Turnau wurden demselben noch 2400 Centner Be-
lastung gegeben und eine zweite Maschine vorgespannt.
So fuhr der Zug bis Langenbruck. Hier wurde
die Vorspannmaschine abgelöst und der schwer-
belastete Zug sollte mit einer Maschine nach
Reichenberg fahren, trotzdem vorschriftsmäßig auf
dieser Strecke ein mit einer Maschine bespannter
Lastzug nur höchstens 3800 Centner Gewicht führen
darf. Bei solcher Belastung hätten zwei Maschinen
den Zug nach Reichenberg führen oder der Zug
hätte getheilt werden sollen. In Langenbruck bat
der Maschinenführer der Vorspannmaschine den
Maschinenführer der Zugmaschine, er möge ihm
gestatten, die Fahrt nach Reichenberg an seiner
Stelle zu machen. Dieser weigerte sich anfangs,
gab aber den Bitten des Kameraden nach, und so
fuhr denn sein Kamerad in's Unglück. Schon bei
der Ausfahrt aus Langenbruck muß der Maschinen-
führer die Gefahr erkannt haben, denn er hat, wie
die Wärter aussagen, während der ganzen Fahrt
von Langenbruck bis Reichenberg das Signal zum
Bremsen mit der Dampfpeife dringend gegeben.
Davon, daß der Weichenwärter, der die übermäßige
Fahrgeschwindigkeit des Lastzuges bemerkt, denselben
mit rascher Geistesgegenwart auf ein anderes Gleis
gebracht habe, um wenigstens den dastehenden
Personenzug zu retten, ist in diesem Bericht nicht
erwähnt.

Guter Rath.

Von C. F. Liebetreu.

Wenn Gott ein Weib Dir hat bescheert,
Du gar ein rosig Kindchen hast,
Dann halte jeden Pfennig werth,
Dann spare ohne Ruh' und Raft!

Bedenk', wenn Du zum letzten Traum
Dein müdes Haupt auf's Kissen legst,
Wenn Du mit Mühe hörbar kaum,
Zum Abschiedsgruß den Mund bewegst.

Wenn dann die Liebe an die Brust
Dich weinend drückt in Deiner Pein,
Und Du Dir traurig sagen mußt:
„Ich lasse hilflos sie allein!“

Drum, wenn Dir Gott ein Weib bescheert,
Du gar ein rosig Kindchen hast,
Dann halte jeden Pfennig werth,
Dann spare ohne Ruh' und Raft!